



Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Heften à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.



Maskenscherze.

Von Armand Silvestre.

I.

Im blauen Lande der Adria, die ihren Silberschaum zu seinen Marmorfüßen ablagerte, stand der herrliche Palast mit seiner Säulenreihe, und unter seinen Kuppeln, die die Sonne mit ihrem schimmernden Golde überfluthete, hatten Generationen alle Erinnerungen des Ruhmes und der Liebe kennen gelernt. Und der letzte Sproß des ruhmvollen Geschlechtes war der Familien-Überlieferung treu geblieben. Er war ein Freund des Krieges gewesen und war jetzt noch immer ein Freund des Vergnügens. Wie in den alten Zeiten übte er großartige Gastfreundschaft in den wunderbaren, von Paul Veronese herrlich geschmückten Sälen, im Dufte köstlicher Blumen und bei den Klängen herzerquickender Musik. Darum war denn auch Alles, was in diesem adelsreichen Lande zum Adel

zählte, bei den Festen des prunkliebenden Gastfreundes stets versammelt, bei dem nach dem Festmahl immer getanzt ward und der es wie kein Zweiter verstand, jedem seiner Feste einen neuen Reiz zu verleihen.

Diesesmal war es ein Kostümball mit ungarischer Zigeunermusik, die hinter einer lebenden Wand von Gewächsen und Blumen verborgen, ihre bald wehmüthigen, bald toll aufjauchenden Weisen erklingen ließ. Jede Maske war durch die traditionelle Halbblarve von schwarzem Sammt vervollständigt, die nur sehr spät, nur in jenem traulichen Tête-à-tête abgenommen werden durfte, das jedem Paar gleichsam ein Rettungshafen nach dem Gewühl und Getümmel des Maskenfestes war. Die Gäste fügten sich gewissenhaft dieser strengen Regel, so daß sie einander fremd blieben. Es gab denn im Pichte der zahllosen Kerzen einen blendenden Schimmer von Schultern, die ebenso nackt wie unbekannt waren, eine Fluth von blonden und braunen Haaren, deren Trägerinnen ebenfalls unbekannt blieben, und das Lächeln, das da und dort auf schönen Lippen schwebte, konnte ebenso gut dem Paul wie dem Peter gelten. Und von diesem prachtvollen lebenden Blumenbeet stieg ein kräftiges Aroma von entblößten Büsten auf, ein Aroma, das alsbald die Sinne der jungen Männer betäubte.

Und Niemand konnte sich rühmen, auf alle diese sorgfältig verhüllten Gesichter einen Namen setzen zu können. Eine einzige Maske unter allen ward erkannt: die schöne Fürstin Maffioli.

II.

Denn fürwahr: wie immer sie dieselbe auch verhüllte — gleich dem Gestirn, das sich hinter Wolken birgt — ihre Schönheit schimmerte immer durch. Das „incessu patuit dea“ des Dichters schien für sie geschrieben zu sein. Und zeigte sie nur ein Stückchen ihrer Schulter, so war's wie der Schimmer antiken Marmors; das geringste Büschel ihres reichen

Haares erinnerte an die goldschimmernde Fluth, die einst Venus aus Gestade spülte. Gewisse angeborne aristokratische Züge sind bei dem Weibe so mächtig, daß sie es kennzeichnen wie ein unauslöschlicher Stempel. Alles war natürlicher Adel und unsterbliche Schönheit in diesem Geschöpfe, das sich in dieses Gewühl entarteter Typen mengte. Wenn man sie dahinschreiten sah, in langem, dunklem Gewande, das mit Edelsteinen gestirnt war, wodurch sie der Nacht ähnlich war, sagte Jedermann: Das ist sie! Und es drängten sich die Huldigungen auf ihren Spuren, umso mehr, als ihr Gemahl, Fürst Massioli, der Diplomatie seines Landes angehörend, in Staatsgeschäften abwesend war.

Drei junge Leute, von stattlicher Gestalt, den vornehmsten Geschlechtern des Landes angehörend, Giorgio, Matteo und Orlando mit Namen, waren es besonders, die mit verzweifelter Ausdauer der schönen Fürstin ihre Huldigung widmeten, ohne einen andern Lohn, als ein höflich, aber entschieden abweisendes Lächeln zu finden. Es war ein todesmuthiger Wettkampf, in welchem Einer nach dem Andern sich erschöpfte, weil die Schöne auf jeden Hieb einen Gegenhieb bereit hatte, der nicht selten in einem sehr kühnen Ripostio auslief.

Der Graf von Ischia, in einen prachtvollen Mantel von weißem Satin gehüllt, hatte eine Weile diesem Treiben zugehört und war dann achselzuckend weiter gegangen. Das war just in dem Augenblicke, als die edle Dame den drei entwaffneten Galans den Rücken kehrte. Diese sahen mit Verdruß die geringschägige Geberde des Grafen. Sie umringten ihn, um ihn für seine Dreistigkeit zur Rechenenschaft zu ziehen. Doch er sagte ihnen mit seiner schönen Stimme des reifen, aber noch verliebten Mannes, im Tone spöttischer Gutmüthigkeit:

— Arme Kinder! wenn ihr mich machen lassen wolltet!

Und da sie ihn verwundert anblickten, machte er sich sogleich an die Verfolgung der Fürstin und unternahm den Angriff mit dem raffinierten Scharfsinn des in Liebeshändeln viel erfahrenen Taktikers.

III.

Mit einem mißtrauischen, aber beharrlichen Interesse verfolgten Giorgio, Matteo und Orlando alle Peripetien des Feldzuges, angefangen bei dem ersten Scharmützel, das während eines Menuetts stattfand, bis zur Uebergabe des Platzes, die sich darin kundgab, daß die Fürstin den Arm des Grafen nahm, um mit ihm einen Spaziergang nach einem abseits gelegenen, fast dunklen Salon zu machen, den nur die vertrauten Freunde des Hauses kannten und wo die Abenteuer dieser Art — zur gemeinschaftlichen Zufriedenheit der interessirten Parteien gewöhnlich ihren Abschluß fanden. Denn der außerordentlich zuvorkommende Herr dieses Hauses hatte Alles eronnen, um seinen Gästen das vollkommenste Behagen zu sichern. Sollen wir dem Eroberer und seiner Eroberung in dieses Nest von dunklem Sammt folgen, wo eine Lampe zu verlöschen im Begriffe war und so der Züchtigkeit der Dame ein Beispiel gab? Dies wäre vielleicht nothwendig, um mit aller Sicherheit feststellen zu können, wie sehr der Sieg des Grafen ein vollständiger gewesen. Aber wir thun es nicht und

darum wissen wir auch nicht, wie es kam, daß die galante Affaire mit einem kräftigen Fächerschlag auf die Hand des Grafen endigte. Thatsache ist, daß die Beiden sich mit einer Schmollmiene trennten, die durch die Sachlage keineswegs gerechtfertigt schien. Denn der Graf von Ischia hatte sich nichts vorzuwerfen. Er gehörte nicht zu Jenen, von denen ein Lustspiel-dichter schrieb: „Nachdem er gesprochen, weiß man nicht, was er gesagt.“ Er hatte sich in den besten Worten ausgedrückt und über den Sinn seiner Rede konnte kein Zweifel aufkommen.

— Wie Sie sehen, meine Herren, ist die Sache ganz einfach, sagte er seinen jungen Freunden, als er sie wieder traf. — Es ist wunderbar! rief Orlando.

— Nehmen Sie meine Komplimente, Graf! fügte Giorgio hinzu.

— Es war vielleicht nur ein glücklicher Zufall, meinte der Zweifler Matteo. Einmal ist keinmal.

— Sie irren sich, mein Herr! erwiderte der Graf empfindlich. Ich habe die Fürstin soeben grollend verlassen und bin dennoch sicher, daß wenn ich den Versuch wiederholen wollte, derselbe mir abermals glücken würde. Doch sehen Sie selbst!

Und der unerschrockene Ritter unternahm den Feldzug ein zweites Mal. Er drängte sich durch die Menge, um sich der Fürstin zu nähern, die ihn zuerst sehr ungnädig aufnahm, dann aber plötzlich sanft und gefällig wurde. Hatten ihre beiden Seelen auf den Schwingen lieblicher und frischer Erinnerungen denselben Flug genommen? Wer weiß es zu sagen? Thatsache ist, daß ihre Schritte denselben Pfad einschlugen nach dem Reich der Wonne, wohin sie schon einmal gepilgert waren.

IV.

Wir wollen auch dieses Mal diskret sein. Und doch würde es sich jetzt vielleicht mehr als früher lohnen, es nicht zu sein. Denn was Oberflächlichen die nämliche Sache scheint, ist Kennern in Liebeshändeln niemals die nämliche Sache. Es ist eine der köstlichsten Schönheiten dieser Einrichtung, daß nichts darin sich wiederholt, dank der unendlichen Phantasie der Liebesfessungen, die wahrhaft unerschöpflich erfinderiische Feen sind. Suchet, forschet, meine Brüder! Es gibt immer noch Freunde, die ihr nicht kennt, besonders wenn die Schöne gütig ist und wohlversehen mit jenen Rundungen, welche die unsterbliche Freude der Menschen sind.

Wie dem auch sei, sicher ist, daß der Graf von Ischia mit einer Miene des vollberechtigten Triumphes wieder zu seinen jungen Freunden stieß.

— Ich erkläre mich besiegt, sagte Matteo.

— Da habe ich was gelernt, bemerkte Orlando.

— Ich bin dermaßen entzückt, meinte Giorgio, daß ich Sie schier bitten möchte, lieber Graf, ein drittes Mal Ihr Glück zu versuchen.

Da that aber der Graf ganz entrüstet und erwiderte:

— Wo denken Sie hin, mein Herr? Vergessen Sie nicht, daß der Gemahl der Fürstin mein bester Freund ist!



Kleine Fastengedanken.

Wenn eine Frau Dir klagt: „Ich bin betrogen“ — so heißt Das mit anderen Worten: „Ich werde mich rächen.“

*

Kofetten sind nicht wählerisch; es ist ihnen ziemlich egal, mit wem sie kofettiren. Dies mag die Männerwelt trösten.

*

Ein Ehering wird für eine Fessel angesehen; oft ist er nur der Keil, der das Ehefaß zusammenhält.

*

Einen Vortheil hat die Glage: man braucht das Haar nicht zu färben.

*

Wie bescheiden sind doch die Frauen! Manche könnte einen alten General zum Verehrer haben und begnügt sich mit einem jungen Lieutenant.

*

Die Nachteile der Ehe fühlt jeder Ehemann; die Vortheile fühlt oft nur ein — Anderer.

*

Wenn der Schneider mir eine neue Rechnung meiner Frau bringt, denke ich mir: Wie viel Geld kostet es mir doch, daß meine Frau Anderen gefalle.

*

Warum tragen die Hirsche ihr Geweih so stolz — wer beantwortet mir die Frage?

Postillon d'amour wider Willen.

Novelle von Charles.

I.



alles jubilierte und sang und war fröhlich und guter Dinge, denn der Frühling war in's Land gekommen. Der reinste azurblaue Himmel wölbte sich über das schöne Italien und lachte herab auf all' die heiteren Menschenkinder, die sich an seiner Herrlichkeit erfreuten.

Ja Alle thaten dies, nur Einer nicht und das war der griesgrämige Professor Donato. Der ließ Frühling Frühling sein und sammelte emsig, von Wissensdurst erfaßt, Weisheit und Gelehrsamkeit aus alten Folianten und Pergamentrollen und vergaß dabei ganz auf sein Weibchen, die niedliche Fio-
retta, auf ihre großen schwarzen Augen, von langen Wimpern beschattet, auf ihr herrliches rabenschwarzes Haar, auf ihre schwellenden Lippen, ihren üppigen Busen, auf ihren liebeswarmen Leib, und auf — auf — auf so Manches noch! — Der arme kurzschichtige Professor Donato.

Und sie, die reizende Fio-
retta, sie wußte wohl, daß ihr Mann eigentlich doch kein Mann sei; er ließ ja doch lieber seine Hände über vergilbtes Pergament gleiten, als über die zarte, duftige Haut, die ihren reizumflössenen, herrlichen Körper einschloß und schien es nicht zu bemerken, wie oft Fio-
retta am offenen Fenster saß und mit neidischen, thränenfeuchten Blicken dem Geschnäbel der Vögel zusah und wie oft sie nächtlicher Weile liebessehnsüchtig seufzte und weinte.

Ja, wie war denn dieser alte Gelehrte mit der großen Glage, die nur hin und wieder ein spärliches graues Haarbüschel zierte, mit der großen, dicken, rothen Nase, in die er Unmassen spanischen Tabakes stopfte, zu dem niedlichen Weibchen gekommen, das an seiner Seite zu verdorren drohte, wie ein zartes Blümchen, das der Gärtner zu begießen vergessen hatte? — Nun, auf einfache Art; sein Freund und Kollege Professor Ricordi war gestorben und hatte ihm sein Töchterchen als letztes Vermächtniß hinterlassen und damit er nicht viel Sorge habe, hatte er sie geheirathet. Fio-
retta — denn diese war das Erbe — hatte damals noch nicht gewußt, wie das Heirathen eigentlich sei und hatte „Ja“ gesagt; so war Professor Donato in den Besitz der kleinen Frau gekommen.

Daß aber der Professor eine lebende Mumie war, darüber war Fio-
retta eigentlich nicht böse, wohl aber darüber, daß ihn Eifersucht quälte und er sie keinen Schritt aus dem Hause machen ließ, wenn er nicht mit dabei war, und das geschah eben sehr selten. Von seiner Eifersucht getrieben, war er in ein Landhaus außerhalb der Stadt gezogen, um sein Weibchen vom Getriebe der Welt ferne zu halten; — aber das hatte er nicht gut gemacht! — Eben dort hatte die schöne Fio-
retta den jungen Leonardo Zuppi einmal, als sie im Garten saß und Leonardo vorüberging, kennen gelernt. Seither sahen sich Fio-
retta und Leonardo täglich, wenn auch nur auf kurze Zeit und Leonardo wartete nur auf einen günstigen Augenblick, um von der reizenden Fio-
retta thatsächliche Beweise zu verlangen, daß ihr Mann sie nicht zu würdigen wisse, wie sie zu sagen pflegte.

II.

Da, eines Tages, machte Professor Donato seinem Frauen die Mittheilung, daß er mit dem Nachtzuge zum Gelehrten-Congreß nach Livorno abreisen werde, wo er zuversichtlich zu erscheinen zugesagt hatte. Er traf auch sogleich alle Anstalten zur Abreise.

Als Fio-
retta am Nachmittag Leonardo wiedersah, erzählte sie ihm, daß ihr Mann im Begriffe sei abzureisen. Eherzweise erbot Leonardo sich zur Stellvertretung und fügte lachend hinzu, Fio-
retta möge, wenn sie einverstanden sei, ihm Abends beim Fenster ein Zeichen mit einem Lichte geben, er werde es von der Terrasse seiner in der Nähe gelegenen Villa sehnsüchtig erwarten und mit dem Liede beantworten, das er ihr schon so oft gesungen und sie so lieb gewonnen hatte: „La donna e mobile!“

Fio-
retta erröthete bei diesen Worten, senkte die Blicke und verneinte durch leises Kopfschütteln, doch Leonardo hatte gelacht, ihr die Hand gedrückt und war verschwunden.

Fio-
retta war fest entschlossen, das Zeichen nicht zu geben.

Die Stunde der Abreise kam heran; reisefertig nahm noch Professor Donato mit seinem Weibchen den Thee ein, dann erhob er sich und trat sinnend an's geöffnete Fenster und nachdem er ein Weibchen in die sternenhelle Nacht gestarrt, rief er sein Weibchen zu sich und trug ihr auf, ja recht brav zu sein die wenigen Tage, die er abwesend sein werde und Fioretta versprach Alles, strich mit ihrem weichen Händchen über die kahle Fläche seines Scheitels und sah ihn so innig mit ihren großen leuchtenden Augen an, die die Sterne am Himmel an Herrlichkeit übertrafen.

Der Professor war nun beruhigt; vergnügt griff er in die Tasche nach seinem Cigarren-Etui und ehe sein treues Weibchen sich dessen versah, hatte er an einem Wachslichtchen seine Havannah in Brand gesetzt.

Freundlich stimmerte der sternbesäte Himmel herab, die Cicaden summten und zirpten freudig, und von ferne her erklang in der stillen Nacht das Lied: „La donna e mobile!“ — das Lieblingslied Fioretta's.

Beschämt schlug diese die Augen nieder — sie war unschuldig daran, — der böse Leonardo!

Zwei Stunden später drangen durch die schweren Gardinen, die Fioretta's Bett vor unberufenen Blicken schützten, verrätherische tiefe Seufzer — Professor Donato schlief indessen sanft und ruhig in einem Coupé zweiter Klasse des Nachteilzuges nach Livorno.



Ein Vorurtheil.

Hans lernte ein Gretchen kennen
 Und liebte das holde Kind.
 Er bat, es küssen zu dürfen,
 Doch Gretchen rief da geschwind:
 „Ich wohne am Postplatze, Nummer neun,
 Dort macht es sich besser, als hier im Frei'n!“

Hans schlug d'rob die Augen nieder
 Und seufzte: „Ich hab' gemeint,
 Du seist ein ordentlich' Mädchen!“
 „Rein!“ lachte nun sie „Mein Freund,
 Das leider ist her wohl schon gute Weil
 Und war nur von Dir — so ein Vorurtheil!“

Max Klose.



Auf dem Kontor.

Eine wahre Geschichte. Mitgetheilt von Ludovicus.

Treffen sich da kürzlich in H. zwei Freunde auf der Straße. Beide waren Schulkameraden gewesen, hatten sich in H. als Kaufleute niedergelassen und freuten sich, einander nach langer Zeit einmal wieder zu sehen. Sie treten in ein Restaurant, um sich bei einem Glase Bier noch etwas zu erzählen. A. ist schon verheirathet und glücklicher Familienvater, aber B. ist noch Junggeselle. Man spricht über Dies und Jenes und im Laufe des Gespräches sagt B.:

„Ach, da habe ich kürzlich ein kleines reizendes Mädchel kennen gelernt; ich möchte so gern einmal mit ihr ein bißchen allein sein, aber man weiß hier in H. doch wirklich nicht, wohin man gehen soll. Wenn ich in Wien bin, so gehe ich zu Sacher und nehme eine Chambre séparée, aber H. ist darin noch das reine Dorf. Ich bin da wirklich in Verlegenheit; nach meiner Wohnung kann ich sie nicht mitnehmen und in ein Hôtel mag ich auch nicht gehen, man kennt mich ja hier überall.“

„Nun,“ sagt Freund A., „da ließe sich wohl ein Ausweg finden. Ich habe ein hübsch eingerichtetes Comptoir, da steht ein Sopha und im Schrank findest Du Wein und ein paar Gläser. Wenn ich Dir damit dienen kann, so will ich Dir einen Schlüssel zu meinem Comptoir machen lassen und Du kannst dasselbe Abends nach Schluß des Geschäftes nach Belieben benutzen.“

„Da bin ich Dir sehr dankbar,“ sagt B. „und ich nehme Dein Anerbieten mit Freuden an.“

A. übergibt nach einiger Zeit B. den Schlüssel und B. richtet sich nun Abends mit seiner Dame häuslich in A.'s Comptoir ein. Es gefällt Beiden da ausnehmend gut und sie verleben im zärtlichen tête-a-tête die glücklichsten Stunden.

Mehrere Monate sind so dahin gegangen und A. und B. haben sich nicht wieder getroffen. Eines Abends sucht das Pärchen auch wieder das Asyl auf, um eine Schäuferstunde zu feiern. Da wird B. gewahr, daß das Comptoir seines Freundes sich sehr vortheilhaft verändert hat und ganz neu auf das eleganteste eingerichtet ist. — Ei, denkt B., Freund A. hat ja wohl das große Loos gewonnen, daß er jetzt so nobel eingerichtet ist. Sobald Du ihn wieder triffst, mußt Du ihm doch gratuliren.

Im Uebrigen aber gefällt es dem Pärchen jetzt noch besser in seinem Asyl und sie suchen dasselbe so oft als möglich auf.

Nach einigen Wochen treffen sich A. und B. wieder einmal auf der Straße. „Donnerwetter,“ sagt B., „ich muß Dir wohl noch gratuliren, Du hast ja wohl das große Loos gewonnen!“

„Wie meinst Du das?“ fragt A., „daß ich nicht wüßte!“

„Nun,“ sagt B., „ich dachte nur, weil Du jetzt in Deinem Kontor so nobel eingerichtet bist.“ — „Mensch!“ erwidert A., „gehst Du denn da noch immer hin? — Ich wohne ja da gar nicht mehr und hatte es ganz vergessen, daß ich Dir den Schlüssel übergeben hatte!“ — Tableau! „Schade,“ sagt B., „es hat uns da so gut gefallen, aber es hätte doch schlimm ablaufen können, wenn uns der neue Miether einmal in seinem Komptoir überrascht hätte!“

Caviar-Schnitten.

Solidarisch.

Es ist Geburtstag der schönen Gräfin Lucinde von Blockhorst. An der reichbesetzten Tafel sitzt auch der Erstgeborene des gefeierten Geburtstagskinds, der kleine Egon, dem der Wein besonders mundet und der jedesmal in Thränen ausbricht, sobald ihm die besorgte Mama Wasser in den feurigen Röhrenheimer gießen läßt.

„Nun, nun, der kleine Graf hat wunderbare Anlagen, einst ein leistungsfähiger Bachusjünger zu werden,“ sagt Baron von Flinkenhausen, welcher dem kleinen Zecher zugesehen. „Von der Mama kann er dieses Talent nicht geerbt haben; ohne Zweifel aber vom Papa.“

„Bewahre! Ich bin durchaus kein Weintrinker!“ — rufen unisono der Graf und zwei andere Herren der Gesellschaft.

I. B. — ch.

Malitiös.

„Die Frau Majorin hat sehr große Aehnlichkeit mit der medicaischen Venus.“

„Ich wüßte nicht; welche denn?“

„Sie ist ebenfalls sehr alt!“

W. Sch.

Verzählt.

Gast: „Der Kaffee ist heute ausnahmsweise gut.“

Wirth: „Ja, man wird alt, da geht's mit dem Zähnen nicht mehr wie früher.“

W. Sch.

Neue alte Geschichten

von Catulle Mendès.

Von einer armen Landstreicherin, die, von einem alten Ritter begehrt, so klug war, daß sie, ohne ihm etwas dafür im Tausch zu bewilligen, einen Trunk, ein Kleid und ein Nachtlager von ihm erlangte.

Der Ritter Perdigon von Puyfaurin war seinerzeit sicherlich der wüthendste Schürzenjäger im Herzogthum Aquitanien. Daß seine Liebeswerbungen den jungen Mädchen willkommen waren, möchte ich kaum glauben, weil er schon vorgerückt war in Jahren, dickwanstig, als trüge er ein Bierfaß unter dem Wamme, die rauhen Hände haarig gleich Barentagen. Doch er kümmerte sich wenig darum, ob die Frauen und Jungfrauen auch ihr Vergnügen hatten; wenn er nur das seinige hatte, so frug er nicht weiter darnach, hierin sich völlig unterscheidend von zärtlichen Liebhabern, denen der Kuß nur süß ist, wenn sie ihn von dankbaren Lippen empfangen. Dieser Ungebundenheit in Dingen, wo sich Höflichkeit geziemt, fügte er Geiz, Zähorn, Unverträglichkeit hinzu. Hätte man in ihm nicht einen gewissen Muth ehren müssen und eine gewisse Treue dem einmal gegebenen Versprechen — zwei Tugenden, die ein Erbtheil seines edlen Geschlechtes waren —: er hätte wahrlich wenig Ansehen bei den Edelleuten des Landes genossen. Doch die abfällige Meinung, die man sich über ihn bildete, ließ ihn gleichgiltig; er war zufrieden, wenn es ihm gelungen war, einer Wäscherin am Bache, oder einer Köhlerin am Waldes-

saune Gewalt anzuthun, unbekümmert darum, daß sie schrie und mit Händen und Füßen sich wehrte.

Eines Tages, als er im großen Saale seines Schlosses bei der Abendtafel saß, in Gesellschaft seiner Stallmeister und einiger Herren aus der Nachbarschaft zechend, war er sehr übelgelaunt, weil er vom Morgen bis zum Abend durch Wald und Feld gestreift war, ohne eine Dirne zu finden, an der er seine Lust hätte befriedigen können. Die Mädchen kannten ihn sehr wohl als einen häßlichen, rauhen Mann und hüteten sich vor ihm, so daß er oft nur alte Weiber fand, die selbst dem Teufel Stand halten. Er verschlang denn brummend und knurrend, wie eine Dogge, große Stücke Braten, als plötzlich einer seiner Pagen — ein frischer, rosig, blondlockiger Knabe — seinem Gebieter meldete, daß vor dem Schloßthor eine Bettlerin klagend stehe, die nach ihrer langen Wanderung einen Schluck Wein zur Herzstärkung verlange, und Gewänder, um ihre Blößen zu bedecken, denn sie sei fast nackt, endlich auch noch ein Nachtlager, wenn es dem Ritter gefiele, sich ihrer zu erbarmen. Geizig und grausam wie er war, schickte der Ritter Perdigon von Puyfaurin sich an, den Befehl zu geben, daß man die Bettlerin davonjage und die Hunde gegen sie loslasse; allein der Page fügte mit mitleidiger Miene hinzu, daß die Bettlerin, wenngleich in Lumpen gehüllt, überaus lieblich sei. Worauf der Mädchenjäger anderen Sinnes ward und anscrief: „Wohlan, sie komme herein!“ Er dachte, der Abend würde sich ihm vielleicht besser gestalten, als der Tag gewesen.

Der Page hatte nicht zu viel gesagt. Selbst wenn man eine volle Stunde in einem von Rosen und sonnigen Jasmin angefüllten Garten sich ergangen, konnte man sich nichts Selbsteres, Blühenderes, Anmüthigeres vorstellen, als dieses junge Mädchen; die Löcher in ihrer zerlumpten Gewandung ließen sie nicht minder lieblich erscheinen, im Gegentheil, denn man sah da nur etwas mehr von ihr. Unter ihrer rothen Haarfäule leuchteten ihre Augen wie flammendes Gold in ihrem weißen Gesichte, das die blühende Röthe der Jugend schmückte. Weder die Entbehrungen der Armuth, noch die Mühsal ihres unfläten Lebens hatten in ihr die lebendige Erschließung der Jugend zurückzuhalten vermocht, und im Winkel ihrer Lippen, auf welchen die Gewohnheit, die Mildthätigkeit der Menschen anzurufen, keine Traurigkeit zurückließ, flatterte ein kleinwenig Boshastigkeit wie ein lustiger kleiner Falter. Doch was dem Ritter von Puyfaurin am meisten wohlgefiel, während das Kind, eingeschüchtert durch die Anwesenheit so vieler Herren sich ihm näherte, das war das Zittern des wohlgefüllten Hemdes von grober Leinwand, durch dessen Risse stellenweise die glatte, weiße Haut durchschimmerte.

Wäre er mit der kleinen Bettlerin allein gewesen, er hätte sie sicherlich gefaßt und fortgeschleppt. Allein die Anwesenheit seiner Gäste legte ihm einige Zurückhaltung auf und er fand es für gut, mehr durch Geduld und Geschicklichkeit an sein Ziel zu gelangen.

— Kommt doch näher, Kleine! sprach er. Euch soll nichts Uebles geschehen. Wie heißt Ihr?

— Bivette, erwiderte sie erröthend.

— Ein schöner Name, fürwahr. Und wie alt seid Ihr?

— Fünfzehn Jahre.

Ballscenen.

I.



Famos als Cleopatra, famos! Aber für die Schlange ist kein Platz gelassen . . .

— Das ist das Alter, in welchem das Herz nicht mehr frei zu sein pflegt. Ich wette, daß Ihr einen Geliebten habt.

— Arm und zerlumpt wie ich bin, hat noch Niemand um meine Liebe geworben. Aber es könnte geschehen, daß ich in Bälde lieben würde, wenn man mich liebt.

Und indem Vivette erröthend so sprach, blickte sie unter den langen Wimpern zur Seite, nach dem jungen, blondlockigen Pagen. Kannte sie ihn denn? Keineswegs. Allein sie hatte, während sie die Treppe heraufgestiegen, ihn so schön gefunden, daß sie eine seltsam wohlige Erregung darüber empfand.

— Das ist recht! rief Ferdigon von Puvaurin, der die

Richtung ihres Blickes nicht bemerkend, der Meinung war, die Kleine habe sich vom ersten Augenblick in ihn verliebt. — Doch hat man mir nicht gesagt, daß Ihr, um Euch nach der langen Wanderung zu stärken, Speise und Trank begehrt hättet?

— Nicht zu essen verlangte ich, sprach sie; denn ich habe an den Büschen am Wegrande Haselnüsse und Beeren gefunden, die meinen Hunger stillten. Nur zu trinken verlangte ich, weil in der großen Hitze alle Bäche versiegt sind.

— Von dem besten Wein meiner Weinberge, der in dieser Goldflasche blinkt, sollt Ihr trinken, aber nicht aus einem Becher, noch aus einem Napfe.

— Wie denn sonst?

Ballscenen.

II.



— Comteß! wenn ich Sie als Modell in meinem Atelier haben könnte . . .
— Das kennt man schon; so haben die Anderen auch immer angefangen.

— Aus einem Munde.
— Wie? aus einem Munde? Ist's etwa Sitte, aus den Lippen der Leute zu trinken?
— Wenn's nicht Sitte ist, so sollte es Sitte sein; kann es Lieblicheres geben, als der Wohlgeschmack des Kusses, vermengt mit demjenigen des Weines?
Bivettes Wangen nahmen die Farbe der Klatschrose an.
— Oh, niemals würde ich es wagen . . . stammelte sie.
— Dann werdet Ihr auch nicht trinken; ich übe Wildthätigkeit nach meiner Weise.
— Ich sehe schon, daß ich mich zu dieser seltsamen Art der Erfrischung entschließen muß. Aber Ihr werdet doch we-

nigstens zugeben, daß ich selbst die Lippen wähle, die meinen Durst löschen sollen?

— Ich schwöre es bei meinem Ritterworte! rief Perdigon von Puyfaurin, der nicht im Geringsten daran zweifelte, daß sie ihn wählen würde und dem schon der Mund wässerte.

— Füllt Euch denn den Mund mit diesem Weine, stammelte Bivette, mit gesenkten Blicken sich zu dem kleinen Pagen wendend, — damit ich sogleich trinke; denn ich habe großen Durst, glaubt es mir!

Man kann sich wohl denken, welche trübselige Miene der Ritter Perdigon bei diesen Worten machte, welche seine Gäste in lebhafteste Heiterkeit versetzten. Aber, er hatte geschworen, und

wenngleich heftig zürnend, mußte er geschehen lassen, was er nicht hindern konnte, ohne sein Wort zu brechen. Langsam, sehr langsam — weil rasches Trinken der Gesundheit schädlich ist — sog Vivette das feurige Maß von den Lippen des rosigigen und blondlockigen Pagen. Sie schloß dabei die Augen, wie ein Kästchen, das nascht, und als sie endlich ihre Lippen von den seinigen trennte, hätte man glauben mögen, sie sei trunken.

Gern hätte der alte Ritter Beide erdroffelt; allein er glaubte seiner Vergeltung sicher zu sein, darum hielt er an sich und sprach in munterem Tone:

— Gut, gut; die List war fein und ich grolle Euch nicht dafür, Kleine, da wir darüber gelacht haben. Aber hat man mir nicht auch gesagt, daß Ihr Eure schlechte Gewandung gegen eine schicklichere vertauschen möchtet?

— In der That schäme ich mich, in diese Lumpen gehüllt, durch Dörfer und Weiler zu wandern.

Auf einen Befehl des Gebieters mußten Diener eine große, hölzerne Truhe herbeitragen, und als man den Deckel zurückschlug, sah man darin Röcke, Jacken, Hemden, Hauben, alle die Gewänder, mit welchen ehemals die verstorbene Gemahlin des Ritters sich geschmückt hatte. Voll Staunen und Entzücken betrachtete Vivette, unwillkürlich die Hände faltend, all' die Sammtstoffe, Silberstickereien, den Perlen und Federschnuck, die da vor ihr aufgehäuft lagen.

— Wäre es möglich, daß all' die prächtigen Kleider mir gehörten? flüsterte sie.

— Euch sollen sie gehören, aber unter einer Bedingung! rief der Ritter, der jetzt wieder selbstzufrieden lachte.

— Unter welcher Bedingung?

— Ihr müßt, ehe Ihr sie anleget, Euch hier, in diesem Saale, Eurer Lumpen entledigen.

— Ach, ich soll — und wär's auch nur einen Augenblick — mich unbekleidet zeigen?

— Es muß sein!

— Ich will nicht, sagte Vivette, indem sie bei dem bloßen Gedanken verschämt das Haupt in den Händen barg.

— Dann sollt Ihr auch nicht gekleidet sein, wie die Edeldamen des Herzogthums Aquitanien.

— Ich will mich denn entschließen, Euch zu gehorchen; aber Ihr versprecht mir doch . . .

— Was denn? fragte der Ritter, in schlimmer Ahnung das Gesicht verziehend.

— Ihr versprecht mir, daß die Herren, die an Eurer Seite sitzen, sich umwenden werden, während ich meine Lumpen ablege, daß ich Euren Dienern einen Befehl nach meinem Gutdünken geben dürfe und daß Ihr selbst Euch nicht von Eurem Siege rühret.

— Aber ich darf doch die Augen offen halten?

— Ihr dürft die Augen offen halten.

— Ich schwör's auf Treu' und Glauben!

Singen ja die Dinge genau so, wie er es gewünscht hatte. Da er die Augen offen hat, wird ihn nichts hindern, das Mädchen allmählig sich entkleiden und dann völlig nackt vor sich zu sehen. Allein, als die Gäste sich umgewandt hatten, wie es vereinbart worden, sprach Vivette, sich abermals an den Pagen wendend:

— Stellt Euch, ich bitte, vor Euren Herrn, und laßt

keinen Blick von mir, auf daß Ihr ihm versichern könnet, daß ich, ohne den geringsten Betrug zu versuchen, einen Augenblick ganz nackt gewesen.

Da schwoll denn der Zorn des Herrn von Buysaurin zu solcher Heftigkeit an, daß er, wenn er nicht geschworen hätte, sich nicht von seinem Sessel zu rühren, sicherlich diesen Sessel, den schweren, eichenen Sessel, nach der frechen Landstreicherin geschleudert haben würde. Aber er mußte ruhig bleiben und während er ohnmächtig die Zähne knirschte, weil er nichts sah, als den Rücken des Pagen, sah dieser allmählig den weißen und rosigigen Körper der Kleinen vor seinen entzückten Augen sich enthüllen.

Als Vivette dann, angethan mit Sammtstoffen, mit silber- und goldgewirkten Gewändern vor ihm stand, konnte der alte Ritter seine Wuth nicht länger meistern. Vor Allem hieß er, jeder Höflichkeit vergessend, seine Gäste, deren Gelächter er wie einen Schimpf empfand, den Saal verlassen. Dann trat er zu Vivette und sprach:

— Ein drittes Mal sollt Ihr mich nicht narren, hinterlistige Tochter einer fahrenden Here! Ihr habt nebst Wein und Gewändern auch ein Bett verlangt? Wohlan, Ihr sollt eins haben, aber es wird das meinige sein!

Er dachte, sie werde diesen Vorschlag bescheiden ablehnen und eine Streu in irgend einem Stalle als Lagerstätte verlangen. In diesem Falle würde er nicht ermanget haben, sie auf der Stelle zu ergreifen und zu umarmen. Aber, sie war weit entfernt, eine solche Scheu zu bekunden; lächelnd und mit der Röthe zustimmender Jungfräulichkeit erwiderte sie:

— Ach, welches Lager wäre begehrenswerther, als das Eure, Herr, für ein armes Mädchen, wie ich es bin, das gewohnt ist, auf dürstigem Grase und harten Kieselsteinen zu ruhen? Führt mich schleunig zu dem Bette, wo ich so herrlich ruhen werde.

Diese Fügsamkeit entwaffnete mit einem Schlage den alten Ritter. Sanft und unterwürfig ließ Vivette sich von ihm in sein Schlafgemach führen. Endlich hatte er sie, das junge, frische, rosige Kind. Neben dem breiten Bette stehend pustete er vor Wonne, als er sah, wie sie mit züchtig zögernder Hand ihr Jackchen anzuknöpfen begann. Doch in diesem Augenblicke wandte sie das Köpfchen nach ihm und flüsterte:

— Es ist doch grausam für eine züchtige Person, in ein Bett zu steigen, wo sie nicht allein liegen wird. Versprecht mir doch wenigstens . . .

Der Ritter sah sich so nahe zu seinem Glücke, daß er kein Mißtrauen mehr sagte.

— Was soll ich Euch versprechen? sagte er.

— Daß Ihr mir in diesem äußersten Augenblicke eine Gnade nicht versagen werdet.

— Sprecht; die Gnade, die Ihr verlangen werdet, sei sei Euch im voraus gewährt.

— Ihr schwört es mir?

— Ich schwöre es Euch! sprach er, sie auf die roth-blonden Haare küssend.

— Nun wohl: holt mir den Pagen, damit er mit mir schlafe!

jetzt nicht

III Aus dem Konzertsaal. III



— Acht gegeben, Herr Rudolf, daß Sie nicht aus dem Takt kommen. Wir sind jetzt nicht mehr in der Probe, wo ich Ihnen auf die Finger klopfen kann . . .

Die schöne Luciole. (30)

Roman von Charles Aubert.

Da rief Frau Sauval plötzlich aus:

— Er ist vielleicht hier?

— Nun, denn ja, Madame, er ist hier.

— Wie, ist's möglich? Er ist hier? Er wohnt hier und ist hier . . . bei seiner Geliebten? . . .

Victorine, der alle Ränke ihrer Herrin bekannt waren, fühlte sich verpflichtet, den Schmerz der armen Frau zu lindern, indem sie ihr mittheilte, daß in der That ihre Herrin den jungen Mann in ihrer Gewalt habe und ihn ohne sein Wissen eine unwürdige Rolle spielen lasse.

— Oh, ich danke Ihnen von Herzen, Das hat mir wohlgethan! rief Friedrichs Mutter. Noch ist nicht Alles verloren.

— Wollen Sie Herrn Friedrich sehen, Madame? fragte Victorine.

— Nein, jetzt nicht! Erbobenen Hauptes soll er dieses Haus verlassen; er soll seine Schmach bezahlen. Sagen Sie ihm nicht, daß ich da war . . . Morgen will ich ihn abholen.

Die Dame ging und Victorine kehrte in das Atelier zurück, wo sie ihre Pose wieder aufnahm, als ob nichts geschehen wäre.

Doch fand sie ihre Ruhe nicht mehr. Die eben stattgehabte Scene hatte das arme Mädchen so sehr ergriffen, daß es von Zeit zu Zeit einen tiefen Seufzer ausstieß.

— Was haben Sie denn? fragte Friedrich endlich. Es scheint fast, daß ein Kummer Sie drückt?

— Ich weiß nicht . . . ich bin nervös, krank. Wenn Sie erlauben, will ich gehen.

Am folgenden Tage war Victorine noch unruhiger, noch erregter. So oft draußen angeläutet ward, fuhr sie erschreckt zusammen.

— Ich weiß nicht, was mit Ihnen vorgeht, Victorine, sagte Friedrich; Sie halten nicht still, wie sonst.

— Ja, es ist wahr; ich kann nicht! . . . Ich will lieber reden.

— Ah, Sie haben mir etwas zu sagen?

— Wissen Sie, wer gestern geläutet hat, als ich Ihnen saß?

— Wer denn?

— Ihre Frau Mutter.

— Meine Mutter? rief er zitternd. Was wollte sie?

Was haben Sie ihr gesagt?

— Die volle Wahrheit.

— Was? Sie weiß, daß ich bei Luciole wohne?

— Sie weiß es.

— Unbefonnene! warum haben Sie Das gethan? Oh, mein Gott! Sie wird sicherlich wiederkommen?

— Ja; sie wird heute wiederkommen.

— Arme Mutter! wie muß sie gelitten haben?

— Furchtbar.

— Und sie wird wiederkommen; sie wird alle meine Pläne stören! . . . Oh, Sie sind ein dummes Blaspermaul! Konnten Sie nicht sagen, daß Sie mich nicht kennen?

— Sie haben Unrecht, mich zu schelten, Herr Friedrich, sprach das arme Mädchen schluchzend; ich glaube Sie gerettet zu haben, Sie und Ihre Mutter.

— Ei, wer hat Sie denn gebeten, sich in meine Angelegenheiten einzumengen?

— Sie sollen Alles erfahren . . .

— Wie? Was Alles? Reden Sie!

— Sie sind in schändlicher Weise betrogen. Meine Herrin hat mehrere Liebhaber.

Friedrich war wie vom Donner gerührt.

— Mehrere Liebhaber? stammelte er.

— Mindestens drei . . . die Zufalls-Abenteuer ungerednet.

Friedrich stieß einen furchtbaren Schrei aus, stürzte sich auf das junge Mädchen und faßte es am Halse. Doch da er Victorine ruhig und widerstandslos sah, trat bei ihm sogleich die Rückwirkung ein und er wich beschämt zurück.

— Vergeben Sie mir, stammelte er; ich war nicht Herr meiner selbst.

— Ach, ich habe Ihnen Schlimmeres zugefügt, als Sie mir; aber es muß geschehen.

— Sprechen Sie ohne Scheu; sagen Sie mir Alles . . . Sie sprechen von drei Liebhabern; welcher ist der älteste in der Reihenfolge?

— Der Baron Firminy.

— Der Baron Firminy! rief Friedrich, höchlich erstaunt darüber, einen Verwandten zum Rivalen zu haben, von dem seine Mutter ihm wiederholt gesprochen hatte.

— Ja, er hat für sie diese Wohnung eingerichtet; er kommt alle Tage. Es kommen übrigens noch andere . . .

— Oh, mein Gott! ist's möglich?

— Zum besten Beweise ist Luciole in diesem Augenblicke wieder mit dem Baron im Salon.

— Und wer ist der Andere?

— Der Andere ist Hugo von Beaumes. Er wartet im Toilette-Zimmer, bis der Baron geht, um dann Luciole ins Gehölz spazieren zu führen. Auch dieser liefert Geld.

Friedrich fühlte die Schamröthe im Gesichte.

— Und der Dritte? fragte er.

— Der Dritte sind Sie.

Der junge Mann schloß die Augen und sank in seinem Sessel zurück.

— Oh, murmelte er, ich spiele da eine schmachliche Rolle. Doch weiter, weiter!

— Was wollen Sie noch mehr hören? Luciole ist ein völlig verderbtes Weib. Seit einigen Tagen läßt sie sich auch noch von dem Bruder des Barons den Hof machen. Heute Morgens erst sagte sie mir, daß sie eine Kaprixe für ihn habe.

— Oh, mein Gott! keuchte der junge Maler.

— Ihre Abende verbringt Luciole in Gesellschaft der verworfensten Dirnen in den verrufensten Lokalen von Paris.

— Genug, genug! rief Friedrich, sich plötzlich erhebend.

— Ach, was wollen Sie thun? fragte Victorine entsetzt.

— Ich will sie tödten! rief Friedrich und stürzte hinaus.

XVI.

Mutter und Sohn.

Victorine hatte die genaue Wahrheit erzählt.

Gegen drei Uhr war Hugo von Beaumes bei Luciole erschienen und hatte ihr vorgeschlagen, eine Spazierfahrt nach dem Wäldchen zu machen. Allein, sie nahm ihn sehr übel auf.

— Sind Sie verrückt, daß Sie um diese Zeit zu mir kommen? Wissen Sie nicht, daß der Baron täglich kommt? Gehen Sie!

In diesem Augenblicke ward draußen geläutet.

— Da ist er auch schon! rief Luciole. Verbergen Sie sich!

— Wo denn?

— Da, in meinem Toilette-Zimmer. Und wenn Sie Lärm machen, nehmen Sie sich in Acht!

Damit schloß sie ihm die Thüre vor der Nase zu.

Im nächsten Augenblicke traten die Brüder Firminy in den Salon.

— Ah, sehr liebenswürdig, daß Sie kommen, sprach Luciole, indem sie Justin die Hand reichte. Gestern habe ich Sie nicht gesehen und ich begann mich zu langweilen.

— Ich habe sehr bedauert, erwiderte Justin; — allein wir mußten einen Better zu Grabe tragen.

— Haben Sie wenigstens geerbt nach ihm?

— So, so . . . einige Millionen.
— Ist's möglich!
— Vollkommen wahr, versicherte der Baron. Der Graf von Fuméras hat jedem von uns 6—7 Millionen hinterlassen.
— Ach, wie glücklich ist doch Ihre Gemahlin! rief Luciole zu Justin gewendet. Ist sie in Paris?
— Nein, sie wollte lieber auf dem Schlosse bleiben. Sie liebt das Landleben.
— Wie? im Winter? Und Sie lassen sie allein, acht Tage nach der Hochzeit? Ihr Honigmond war von kurzer Dauer!
— Ach, unser Honigmond hat gar nicht begonnen . . . Luciole brach in ein Gelächter aus.
— Ei, das ist drollig! Lachen Sie doch auch, Baron! Sie machen eine Leichenbittermiene. Betrauern Sie Ihren Vetter gar so sehr? Ich hätte Sie nicht für so empfindsam gehalten. In diesem Augenblicke ward draußen ein lautes Getöse vernehmbar.
Friedrich fiel wie eine Bombe in den Salon, den kleinen Hugo von Beaumes vor sich her schiebend, der verwundert die Augen aufriß.
— Ah, da sind wir ja Alle vereinigt! rief er. Eins, zwei, drei, vier! Fehlt keiner mehr, Madame?
Luciole war sehr bleich geworden. Der Baron und Justin waren aufgestanden.
— Was soll Das bedeuten? rief Justin verblüfft.
— Wer sind Sie? fragte der Baron den jungen Maler.
— Wer ich bin? . . . Ich bin der Liebhaber dieses Weibes? Und Sie auch, nicht wahr? Und Der da auch? . . . Ihr Bruder ist es noch nicht; aber er wird es bald werden.
— Glender!
— Ja, so ist es; wir Alle waten im Rothe bis an den Hals . . .
— Dieser Mensch ist wahnsinnig, sagte Justin.
— Während Sie Beide im Salon waren, fuhr Friedrich fort, wartete dieser da im Toilette-Zimmer, bis Sie gehen würden. Ich selbst war in einem mehr entlegenen Zimmer; unsere Geliebte sollte später zu mir kommen.
— Ist Das wahr? fragte der Baron betroffen. Reden Sie doch, Luciole!
— Ja, es ist wahr, erwiderte die Gefragte gleichmüthig, wobei sie sich frech erhob.
— Oh, wissen Sie, daß Dies sehr gemein ist? Sie gestehen, daß Sie mehrere Liebhaber hatten?
— Ich gestehe Alles was Sie wollen. Aber, machen Sie keinen Lärm! Die Scene hat lange genug gewährt . . .
— Halt! sagte Friedrich, indem er sich mit finsterner Miene dem Weibe näherte. Sie glauben doch wohl nicht, daß wir quitt sind?
— Wie? was wollen Sie? Wollen Sie mich etwa beschimpfen, nachdem Sie mich umsonst geliebt haben?
Friedrich warf sich auf sie, wobei er ein schier thierisches Gebrüll ausstieß. Der Baron und Justin hatten knapp noch Zeit, Luciole mit ihren Leibern zu decken.
— Was ich will? schrie der Maler wuthschäumend; — umbringen will ich Sie!
— Ach, schützen Sie mich! schrie Luciole zu Tode erschreckt
— Beruhigen Sie sich, mein Herr, sprach der Baron. Dieses Weib hat uns Alle betrogen; aber das ist noch kein Grund, sie zu tödten.
— Oh, lassen Sie mich! Sehen Sie denn nicht ein, daß sie nicht leben darf? Sie haben sie bezahlt und sind von ihr betrogen worden! Es ist ganz in der Ordnung, daß man von einer Buhlerin betrogen wird. Aber ich! . . . ich war einfältig genug zu glauben, daß sie ehrenhaft sei, daß sie keinen Geliebten habe . . . Ich hatte Vertrauen zu ihr . . . Sie müssen wissen: ich bin arm; ich habe sie nicht bezahlt . . . und seit acht Tagen lebe ich hier . . . Indem dieses

Weib mich betrog, hat sie mich zugleich erniedrigt, entehrt. Und sie darf sich rühmen, daß sie mir zu leben gegeben habe! . . . Sie begreifen, daß ich sie tödten muß! . . .

Da ließ sich plötzlich in dem Gemach eine neue Stimme vernehmen:

— Ei, Friedrich, was soll Das bedeuten?

— Oh, meine Mutter! rief der junge Mann kenchend und vor Scham schier vergehend.

Frau Sauval war auf der Schwelle stehen geblieben; ein dichter, schwarzer Schleier verhüllte ihr Antlitz.

— Komm zu mir! sprach sie.

Friedrich gehorchte; er wankte zu seiner Mutter hin.

— Komm! laß uns diesen Ort verlassen! schluchzte er.

— Mein Sohn, sprach die alte Dame, — was soll diese tiefe Scham? Ich bin seit einigen Minuten da und habe Alles begriffen. Du hast keinen Grund, wegen einer kleinen Liebchaft so verzweifelt und so aufgebracht zu sein. Man soll Niemanden tödten, am allerwenigsten seine Maitresse. Sie hat Dich betrogen, sagst Du? Mein Gott: Das ist ihr Handwerk. Du wirst Dich trösten. Die Wunden des Herzens vernarben immer; nur jene der Ehre sind unheilbar.

Hierauf übergab sie ihrem Sohne eine Handvoll Goldstücke und Banknoten und sprach:

— Da, bezahle dieses Weib und komm!

Zögernd blickte Friedrich auf die mehreren tausend Francs, die er in der Hand hielt; dann stammelte er:

— Oh Mutter, Du rettest mich!

Dann beeilte er sich, das Geld auf den Tisch hinzulegen.

— Sie können das Geld ruhig annehmen, meine Liebe, sprach die alte Dame zu Luciole gewendet. Es ist der Erlös für meine Möbel und mein Linnenzeug. — Und nun laß uns gehen, mein Sohn!

Doch bei der Bewegung, welche sie machte, um den Arm ihres Sohnes zu nehmen, verwickelte sich ihre Hand in dem langen Schleier, so daß plötzlich ihr adelvolles Antlitz sichtbar ward.

Justin und der Baron riefen zu gleicher Zeit betroffen aus:

— Frau Gräfin von Fuméras!

— Still! sagte sie in erstem Tone; sprechen Sie den Namen hier nicht aus.

Einige Minuten später war Luciole in ihrem Salon allein.

— Die Gräfin von Fuméras, flüsterte sie. — Dann, einem plötzlichen Gedanken folgend: Dann gehören die Millionen, auf welche die Brüder Firminy hoffen, ihr und ihrem Sohne Friedrich! . . . Und nunmehr ist Alles aus zwischen uns! . . . Wer mag ihm Alles verrathen haben?

— Ich, Madame! sprach Victorine, die unbemerkt eingetreten war.

— Sie? warum?

— Weil ich Herrn Friedrich liebe!

— Ah!

— Wollen Sie mich entlassen, Madame?

— Nein, bleiben Sie nur!

XVII.

Schlimme Nachrichten.

Einige Stunden nach den soeben erzählten Ereignissen ging der Baron Firminy des Abends sehr erregt hin und her. Er war in sorgenvollen Gedanken versunken, als plötzlich die Hausglocke ertönte.

— Endlich ist er da! rief der Baron, indem er hinaus-eilte, um die Thür zu öffnen.

Justin stürzte mit verstörtem Gesichte herein und sank in einen Sessel.

— Der Teufel hole alle Notare! rief er.

— Was ist denn wieder? Macht der Doktor Blanchard etwa Schwierigkeiten, Dir die Mitgift Deiner Frau auszufolgen?

— Ja; das Vieh hat sich glattweg geweigert.

— Warum denn?

— Was weiß ich? Eigensinn . . . Launen! . . .

— Nennlich hat er Dir auf Vorweisung der Vollmacht 100,000 Francs ausbezahlt.

— Ja.

— Und hat versprochen, heute 250,000 Francs zu erlegen und zum Verkauf des Schlosses Arpajon zu schreiten.

— Ja, ja. Seither hat er sich die Sache überlegt.

— Wieso?

— Er will weder Geld geben, noch das Schloß verkaufen.

— Aber Deine Vollmacht ist ja in bester Ordnung!

— Ich habe sie ihm gezeigt.

— Du hättest ihm mit gerichtlicher Verfolgung drohen sollen!

— Das that ich auch, und er wies mir die Thüre.

— Das ist seltsam.

— Meiner Treu', ich begreife es nicht! Und Du? was hast Du mit den Pyméras angefangen? Du hast sie doch nicht aus den Augen verloren?

— Ich habe sie Schritt für Schritt verfolgt. Es war ein langer Weg . . . Die Unglücklichen wußten nicht, wohin sie gehen; es scheint, daß sie kein Obdach haben. Nachdem sie länger als eine Stunde umhergeirrt, gingen sie in ein Hôtel garni im Faubourg Saint-Denis. Ich erfuhr, daß sie da eine kleine Wohnung, aus zwei Zimmern bestehend, im fünften Stockwerk gemiethet haben. Da ein Zimmer nebenan leer war, mietete ich dasselbe, so daß es uns leicht sein wird, sie zu überwachen.

— Sie sind also sehr arm?

— Ohne Zweifel; sie müssen im äußersten Elend sein.

— Die Begegnung mit diesen beiden Geschöpfen, die uns im Wege sind, ist seltsam. Die Hauptsache ist, daß sie nichts von dem Tode des Grafen erfahren; und da wir ihre Todtenscheine haben, wird uns nichts hindern, ihn zu beerben.

— Das will ich hoffen. Aber wir müssen auf unserer Hut sein. Die Anwesenheit der Frau Pyméras und ihres Sohnes ist für uns eine fortdauernde Gefahr. Durch einen Zufall können sie Alles erfahren.

— Du hast Recht; wir müssen sie um jeden Preis entfernen. Ich bin zu Allem entschlossen . . .

In diesem Augenblicke trat ein Diener ein.

— Herr Brigneux wünscht Herrn Justin von Firminy zu sprechen, meldete er.

— Was? Mein Hausverwalter hier? Was soll Das bedeuten? Lassen Sie ihn eintreten!

Herr Brigneux trat verstört und kleinlaut ein.

— Was machen Sie hier? rief Justin.

— Ach, gnädiger Herr! es ist nicht meine Schuld . . .

— Meine Frau? . . . Haben Sie sie entwischen lassen?

— Ach! . . .

— Vielleicht auch den Andern?

— Alle Beide sind fort!

— Das hat uns noch gefehlt! rief der Baron.

— Glender! heulte Justin, den dicken Intendanten an der Gurgel packend. Warum hast Du sie entwischen lassen?

— Oh, gnädiger Herr, Sie erwürgen mich! keuchte der Unglückliche.

— Laß' ihn los, sagte der Baron. — Herr Brigneux, kehren Sie nach dem Schlosse zurück, haben Sie auf Alles Acht und halten Sie reinen Mund. — Die Weigerung Deines Notars ist aufgeklärt, sagte er dann zu Justin, als Brigneux fort war. Juliette war ohne Zweifel heute bei ihm.

— Millionen Donnerwetter! rief Justin wüthend auf den Tisch aufschlagend. Da sind wir nun ordentlich in der Tinte. Juliette und René werden Klage führen, wir werden des Vergehens gegen die persönliche Freiheit geziehen werden. Die Sache ist ernst.

— In der That sehr unangenehm, sagte der Baron, der besser die Kaltblütigkeit bewahrte, als sein Bruder. Aber noch ist nicht Alles verloren.

— Wie, wenn wir verhaftet werden?

— Du übertreibst. Du wirst Dein Vorgehen als eine gerechte Strafe für das treulose Betragen Deiner Frau hinstellen. Ich glaube übrigens, daß sie das öffentliche Aergerniß scheuen werde. Sie wird froh sein, wenn Du sie und den Rest ihrer Mitgift frei lässest.

— Ach ja, die Mitgift entschlipft uns.

— Wenn nur die Millionen des Alten in unsern Besitz gelangen!

— In der That, was liegt dann weiter daran? Siehe, Du hast mich aufgerichtet.

— Was ihren jungen Liebhaber betrifft, so ist es klar, daß er nur thun wird, was Deine Frau will. Er selbst wird es vermeiden, sie zu compromittiren.

In diesem Augenblicke ward wieder an die Thüre geklopft.

— Die Herren Glimard wünschen vom Herrn Baron empfangen zu werden, meldete ein Diener.

— Die Brüder Glimard? Sie kommen zur rechten Zeit. Laß' sie eintreten!

XVIII.

Frigneux.

Der ältere Glimard trat verschmigt und unterwürfig, wie immer, zuerst ein. Ihm folgte der Bucklige. Letzterer nahm zuerst das Wort.

— Meine Herren, wir kommen, um Ihnen Dinge zu erzählen, die uns Alle interessieren.

— Lassen Sie hören!

Der Bucklige erzählte nun die uns bekannte Geschichte, wie er die Mageren und ihren Schatz mehrere Tage in seinem Hause beherbergte, und unter welchen Umständen sie sein Haus wieder verlassen hatten.

— Sie wohnen jetzt in einer herrlichen Behausung auf dem Boulevard Magenta, schloß er diese seine Erzählung.

— Wir müssen dahin eilen, rief Justin.

— Ich war heute schon dort, entgegnete der Bucklige. Eine Negerin, Namens Aghara, hat mir geöffnet.

— In welcher Absicht sind Sie denn zu diesen Leuten gegangen, anstatt vor Allem uns aufzusuchen?

— Wir haben durch geschickte Fragen von diesen Leuten herausgebracht, wo der Graf von Pyméras wohnte und daß er jüngst gestorben sei. Es war übrigens unschwer zu errathen.

— Was war zu errathen?

— Der Graf von Pyméras ist vor Kurzem aus Amerika zurückgekehrt und hat ein Vermögen von etwa 15 Millionen Francs in Goldplatten mitgebracht. Sie, meine Herren, sind die Vettern des Grafen und folglich seine Erben; — allerdings erst nach seiner Frau und seinem Sohne, die verschwunden sind und nichts von der Rückkehr des Alten wissen.

— Wozu diese Geschichte? Alle diese Dinge haben Sie nicht zu kümmern.

— Nur Geduld! Damit Sie die Millionen des Grafen erben, mußte vor Allem dieser todt sein, und dann mußten auch sein Weib und sein Sohn aus dem Leben geschieden sein. Was den Grafen betrifft, so habe ich in Erfahrung gebracht, daß Sie ihm das von mir gekaufte Gift eingegeben haben.

— Sie lügen, schrie Justin erbleichend.

(Fortsetzung folgt.)